Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 39

Artikel: Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641254

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 39 — 1917 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 29. September

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Sonnenuntergang.

Von Jakob Boßhart.

Es rauscht das Laub und füllt die Brust mit Trauer,
Des Herbstes Wehmut zittert durch das Tal.
Im Acker schreitet feierlich ein Bauer
Und sät das Korn im Abendsonnenstrahl.

Ich trete aus dem welken Buchenwalde
Und träume von des Frühlings Grün und Rot,
Ich seh' im gelben Stoppelkleid die Halde
Und sinn' an Lebenswonnen und den Tod.

Fern am Gebirg seh' ich die Sonne schwinden:
Sie sinkt hinab in matter Scheideglut,
Um sanft im Abendnebel zu erblinden,
Wie wohl ein Menschenaug' im Tode tut.

Sonne, wie du möcht' ich den Lauf vollenden! —
Hoch über menschlicher Alltäglichkeit
Möcht' ich des Lebens kurzen Bogen wenden
Und sanft von hinnen gehn zu guter Zeit!

Er und Sie und das Paradies.

Roman von Lisa Wenger.

Bianchi freute sich unbändig über sie. Sie mußte ihm versprechen, am nächsten Tag bei ihm zu essen, und zwang sie, ihm zu sagen, was ihre Lieblingsspeise sei. Feierlich führte er sie zu Tische und ihr unaufhörliches Fragen und harmloses Antworten verhinderte ihn, zu Lis unaussprechlicher Erleichterung zu bemerken, daß sie mit dem Messer aß.

Daß Mutter Marei Martin den ganzen Abend über mit Herr Lohengrin anredete, war das einzige an ihr gewesen, was den feinfühligen Meister bewogen hatte, den Mund schmerzlich zu verziehen.

Lis hatte sie in ihren Räumen herumgeführt und war darauf mit ihr durch die Stadt gefahren.

„Aber nein, aber nein, aber nein," so ging es eine Stunde lang. Martin gegenüber wagte Mutter Marei gar nicht wie früher von der Leber weg zu reden, und wagte ebensowenig, Lis anzufassen, so herrlich und schön erschien sie ihr. Auch den neuen Schmuck mußte die Mutter bewundern.

„Beste Zeit," hatte sie gerufen und die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen. „Wer bezahlt denn das?"

„Niemand," sagte Lis. „Ich habe alles geschenkt bekommen." Das nahm Mutter Marei den Atem. Was waren ihre Kinder für Leute? So etwas schenkt man doch Kaisern und Königen, aber nicht dem Martin und der Lis von Arbach. Je nun. Es war alles möglich in der Welt, und hatte sie so etwas Unbegreifliches erlebt, so mochte sie auch wohl noch anderes erleben, z. B. ein Erdbeben, das Fürchterlichste, was sie sich denken konnte.

Am Abend des zweiten Tages fuhr sie wieder heim und schnappte lange nach Luft, ehe sie Vater Stephan, der wild den Kopf geschüttelt, als Martin ihn bitten ließ, die Mutter zu begleiten, erzählen konnte, was sie alles gesehen und gehört.

Als sie geendet, legte es sich dem alten Schmied bergeschwer aufs Herz.

„Und das Geld zu alledem soll sich der Martin zusammenverdienen? Das geht nicht mit rechten Dingen zu, dumme Trine, will ich dir sagen. Da ist bei dem einen oder dem andern etwas nicht in Ordnung. Will's Gott, erlebe ich nicht, wie's ausgeht. Was sagst du? Diamanten bekommt Lis geschenkt? Von einem jungen Mädchen? Larifari. Lehr' du mich die Welt kennen." Aber Mutter Marei bewies ihm, daß er sie gar nicht kannte, denn Martin hatte ihr bestätigt, was Lis erzählt.

„So? Meinetwegen. Um so besser. Aber die Welt steht auf dem Kopf." Darnach tranken sie Kaffee miteinander und aßen einen Gugelhupf, den der Schmied zur Feier der Heimkehr seiner alten guten Haushälterin hatte backen lassen.

„Keine Mandeln drin, natürlich," sagte sie. „Man braucht nur einmal zwei Schritte in die Fremde zu tun, und alles geht drunter und drüber." Am nächsten Tag

fühlte sie sich bewogen, ihren Geburtstag, der sonst im Mai stattfand, zu feiern. Ihn festlich zu begehen, war ihr sonst nie eingefallen, aber wie hätte das Dorf sonst schnell und energisch genug erfahren können, zu welcher schwindelhaften Höhe ihre Lis mit ihrem Lohengrin emporgestiegen? Sie lud also in den Löwen ein und um vier Uhr wimmelte es die Dorfstraße entlang von bunten Gestalten, die kamen, um Mutter Marei Glück zu wünschen. Brennend vor Neugierde traten sie in den geräumigen Saal, bereit, ihren gelbsten Neid ans Tageslicht zu rufen. Und was erzählte die Mutter Marei alles zwischen Apfelküchlein und Anisbrot: eins, zwei, drei, und alle Mäuler standen vor Staunen offen, und eins, zwei, drei, waren sie wieder zu, denn das alles zu glauben fiel doch keinem Menschen ein. Und als die strahlende Sängerpflegemutter zum Schluß sagte: „Fahrt in die Stadt und seht euch alles selber an," da wußten die zweiundzwanzig eingeladenen Weiblein nicht, sollten sie lachen oder weinen, daß die Lis, dieser Fratz, ihren Theresen und Marien und Truden so himmelhoch überlegen war. Sie lachten vorläufig, denn Kümmikuchen und Strübli schmeckten allzugut und sämtliche Zweiundzwanzig wußten, was der Anstand gebot und ließen sich mit Loben nicht lumpen.

Auf dem Heimwege verabredeten sie sich, auf die nächste Vorstellung hin zur Stadt zu fahren und aus dem Buttergeld sich einen Platz zu kaufen, um des Schmieds Martin zu sehen.

Sie kamen kleinlaut zurück. Wunderschön sei es gewesen und die Mutter Marei habe wahr und wahrhaftig nicht gelogen. So war denn Martins Ruhm auch auf dem Dorf verkündet worden.

Wie ein fernliegendes Erlebnis erschien Lis ihr früheres Leben. Fast wollte es ihr scheinen, als sei sie das gar nicht gewesen, die dort in dem kleinen Lehrerhäuschen allein mit Martin gehaust. Und die im Dorf spazieren gegangen und sich mit Bauernweibern, die dicke rote Hände hatten und nach dem Stall rochen, befreundet hatte. So mächtig wurde die Gegenwart, daß für Lis die Vergangenheit versank, klein und inhaltslos wurde, blaß und farblos. Jetzt erst lebte sie und entwickelte sich zu dem, was sie war. Ob ihr Wert stieg oder sank, kam da nicht in Betracht. Sie wurzelte nun in dem Boden, den ihre Natur brauchte, und wuchs im Licht ihrer Freuden glänzend heran.

Niemand, der von dem Sänger Martin Born sprach, vergaß seine Frau zu nennen, aber manche, die Lis kannten und bewunderten, vergaßen nach Martin zu fragen. Ihre Liebenswürdigkeit sammelte einen großen Kreis von Freunden um sie, Männer mehr als Frauen. Sie gab sich auch wenig Mühe um sie. In allerkürzester Zeit hatte sie sich daran gewöhnt, aufgesucht und angebetet zu werden. Sie hatte die Gabe, überall mitreden zu können und mitzuklingen, was auch angetönt worden war. Sie vermochte es, sich nach jeder Seite hin anzupassen und war darin Martin unendlich überlegen.

Er war überhäuft mit Arbeit. Das Neueinstudieren seiner Rollen, das tägliche Ueben, das Empfangen von gewichtigen und ihm nützlichen Persönlichkeiten füllte seine Tage. Dazu hatte er zwei neue Schüler aufgenommen, deren Entwicklung bis zur einstigen Vollendung er zu leiten versprochen hatte, umsomehr, da sie sich seinetwegen in der Stadt ansiedelten und weit hergekommen waren.

Er hatte wenig Zeit, darüber nachzudenken, ob er glücklich sei oder nicht. Dennoch lauerte in der Tiefe seiner Seele ein nagendes Heimweh, das seine ruhige Fröhlichkeit störte. Und ganz verborgen, uneingestanden, eigentlich unbewußt, lauerte die Angst um Lis wie ein vergrabenes Gespenst.

Er hatte es noch nie gewagt, sich zu sagen, was er doch qualvoll fühlte: daß sie ihm entwich. Hast du mich lieb? Liebst du mich? Das fragte er wohl hundertmal. Und ebenso oft antwortete sie lachend, neckte ihn und umstrickte ihn mit ihrer süßen Stimme und ihren weichen Bewegungen, umging aber die Bejahung. Und wenn er klagte, daß er sie so wenig sehe, kaum bei den Mahlzeiten, sah sie ihn groß an.

„Aber Martin, wir sind doch keine Bauern." Sie sagte es mit einer so echten Empörung, daß Martin lachen mußte.

„Unter uns, Lisli, brauchen wir ja nicht Komödie zu spielen. Weit vom Bauernstamm sind unsere Wurzeln nicht gewachsen." Lis wurde dann böse. Sie fühlte sich so ganz Kulturerzeugnis, Dame, so ganz als die hoch über so vielen stehende Frau eines Ausnahmemenschen, daß in Wirklichkeit nichts mehr von ihrer Abstammung an ihr haftete.

„Ich bin was ich bin, nicht was ich war," sagte sie eines Tages zu Sorella, die immer mit der gleichen Güte Lis zu sich zu kommen bat, trotzdem sie merkte, was auch Lis nicht verbarg, daß diese Teestunden sie langweilten.

Immer öfter sah man Lis mit Frau Mary im Theater, auf der Schlittbahn und bei Lorenz' Abendtee, wo sich die jungen Leute trafen, weil sie verliebt waren oder sich verlieben wollten. Sehr oft saßen Lis, Mary und Herr von Oriol dort zusammen.

Ein Zug von Mißmut war stets auf Marys Gesicht zu finden bei diesen Zusammenkünften, denn sie langweilte sich sehr und blieb nur auf Lis' Bitten als unbeachtete Dritte an dem kleinen Marmortisch in der Ecke des Erkers.

Harry Oriols Augen sahen nur Lis, ihre Stimme war ihm tönendes Silber, ihre Nähe beraubte ihn den Denkens. Er war so in sie verliebt, daß er, wäre sie nicht Martins Frau gewesen, sie geheiratet hätte, trotz seinem Schwur, sich nicht fesseln zu lassen. Verwöhnt und reich, war er nicht daran gewöhnt, sich irgend etwas, das ihn lockte, zu versagen.

Lis hatte sich anbeten lassen, sich einladen lassen, sich verwöhnen lassen, ob sie Harry von Oriol aber lieber sah als andere, ob seine Gegenwart sie vor Entzücken erschauern ließ, wie die ihre ihn, das wußte er nicht.

Der Hauch des Gewöhnlichen, der Mary streifte, war ihr noch fern geblieben. Oriol hatte alle seine Beredsamkeit aufgeboten, um Mary zu veranlassen, ihm Lis' Seelenzustand zu verraten. Aber wahrheitsgetreu hatte sie geantwortet, daß sie ihn nicht kenne. Vielleicht sei auch Lis naiv genug, es selbst nicht zu wissen. Daß sie ihn gern möge, daran sei kein Zweifel.

„Gern möge, lächerlich," höhnte Oriol. „Wir sind keine Schulkinder. Lieben soll sie mich, bis sie halb verrückt wird, wie ich."

„Das dauert noch eine Weile," lachte Mary, aber Oriol warf ihr einen so wütenden Blick zu, daß sie merkte, daß er nicht spasse.

„Besuchen Sie mich doch einmal. Wir können ja über diese Sache reden," hatte sie beim Gehen noch hingeworfen. Diesen Wink befolgte Oriol sofort. Und was er gehofft, geschah recht oft, er traf Lis dort.

Die Vertrautheit der vier Wände begünstigte sein Werben. Es durfte auch manch ein Wort fallen, das in Gesellschaft oder auf der frischen, klaren Eisbahn nicht gewagt worden wäre. Mancher Blick war beredter als die offene Straße ihn erlaubt hätte, es war manche Gelegenheit da, Lis zu bewegen, ihm ihre Hand zu lassen.

Lange Spaziergänge wurden verabredet. Erst zu dreien, dann zu zweien. Dann kamen Schlittenfahrten an die Reihe. Eingehüllt in Pelze, reizend in ihrer dunkeln Mütze, sprühten Lis' Augen und lachte ihr roter Mund. Eine Fahrt um den ganzen See herum wurde verabredet.

„Ich bin eingeladen, Martin," sagte Lis bei Tische. „Könntest du nicht mitkommen? Oder warten deine Schüler auf dich?"

„Ja, da muß ich leider zu Hause bleiben."

„Oh, wie schade. Aber ändern läßt sich nichts mehr."

„Natürlich nicht. Wer fährt mit? Und wohin fährt ihr?"

„Oh, immer dieselben. Wir wollten Hate van Andel einladen, aber sie mag nicht mitkommen. Sie kommt nie. Ich weiß gar nicht, ist das Getue oder ist sie solch eine Einsiedlerin."

„Es macht ihr keine Freude, das ist alles," sagte Martin.

„Was macht ihr eigentlich Freude?" fragte Lis. „Ich weiß nichts."

„Aber ich: Bücher, Musik, Berge, zum Beispiel. Das ist doch alles ganz schön, meine ich." Lis antwortete nicht.

„Wer fährt mit?"

„Ich weiß es nicht. Harry von Oriol hat eingeladen. Es ist ein so wunderschöner Wintertag. Sieh, wie der See so blau ist, wie Saphire so dunkel." Ihre Augen lachten und Martin sah sie glücklich an.

„Liebes, wenn du dich nur freust. Aber zum Abendbrot bist du doch wieder da? Es ist so traurig ohne dich." Lis beeilte sich. Sie mochte kaum ihre kleine Kaffeetasse austrinken. Sie war längst fertig angezogen, als der Schlitten vorfuhr. Ein Kutscher führte die Pferde. Lis umarmte Martin hastig. Er seufzte als sie fort war. Wie schön war's in Arbach gewesen, wenn wir zusammen Schlittschuh liefen auf dem kleinen See, dachte er. Warum bin ich nicht mit ihr gegangen? Ich hätte meine Schüler bitten können, ihre Stunden morgen zu nehmen. Lis nennt mich schwerfällig, und vielleicht bin ich es. Es klopfte und ein Brief wurde ihm gebracht von Mutter Marei, Sepp sei sehr krank und arg schwach, hieß es darin. Es sei eine Lungenentzündung und der Doktor meine, der Sepp werde sterben müssen.

Es fiel eine schwere Last auf Martins Herz. Sepp lag im Sterben, allein in seinem Häuschen, war vielleicht schon hinübergegangen. Er sah auf die Uhr und begann sich rasch zu der kleinen Reise zu rüsten. Ein paar Worte an Lis, eine Karte an seine Schüler, die das Mädchen überbringen sollte, und Martin war fertig.

Mädchenbildnis. Nach dem Gemälde von Jakob Welti, Zollikon.

Als er den schmalen, verschneiten Weg entlang ging, der zu Sepps kleinem Haus führte, sah er Rauch aufsteigen. Ein Fenster wurde geöffnet, eine Frauengestalt erschien unter der Türe. Es war die Krankenschwester, die der Arzt bestellt hatte und die mit leisen Tritten und freundlichen Augen für Sepp sorgte.

„Wie steht es?" fragte Martin hastig.

„Er werde kaum die Nacht überleben, meint der Doktor" Martin war unendlich froh, daß Sepp noch lebte. „Liegt er im Fieber? Ist er bei Besinnung?"

„Ja, seit heute morgen ist er ruhig, das Fieber ist gefallen." Martin ging hinein. Die Uhr tickte. Der Star hüpfte in seinem Käfig hin und her. Ueber dem Bett lag schon blasse Dämmerung. Das Feuer brannte im Ofen, ein Fenster war geöffnet. Sepp richtete seine Augen erkennend auf Martin, der tiefergriffen an des Waldhüters Bett trat. Keiner von ihnen sprach. Martin setzte sich und hielt Sepps Hand in der seinen.

„Es geht zum Sterben," sagte der Alte. „Ich habe das Leben überwunden, jetzt will ich das Sterben überwinden."

„Wie überwindet man das Leben, und wie das Sterben?" fragte Martin. Sepp murmelte etwas, Martin verstand ihn nicht.

„Glücklich sein," murmelte der Sterbende mühsam. „Ich habe gern gelebt und jetzt sterbe ich gern."

„Es liegt nicht in eines jeden Macht, glücklich zu sein," sagte Martin halb vor sich hin.

Sepp hatte es gehört.

„Man muß allein sein, allein," murmelte er. „Es muß einem niemand dreinreden." Dann öffnete er die Augen und sah Martin durchdringend an.

„Hier hat es gewohnt, das Glück. Laß es nicht fort, Martin."

„Er redet wieder im Fieber," sagte die Schwester. Eine Weile hörte man nur die keuchenden Atemzüge des Kranken, dann richtete sich Sepp auf und sprach mit seiner alten, natürlichen Stimme: „Martin, häng' dein Leben nicht an das Eichhörnchen. Dein inneres Leben hast du ihr schon geopfert. Spring nicht in den Abgrund. Martin, spring nicht in den Abgrund." Martin wußte nicht, ob der Sterbende mit Bewußtsein rede. Es wurde still in dem Waldhaus. Zu dem Fenster herein strömte eisige Nachtluft. Ein plötzlich sich erhebender Wind trieb dürre Blätter tanzend vor sich her auf dem gefrornen Boden, daß sie ein raschelndes, schlürfendes Geräusch machten, als winde sich eine Riesenschlange daher. Es krachte leise im Wald, Reiser fielen zu Boden. Martin sah Sepp an, dessen Hände unruhig zuckend auf der Decke herumtasteten und der mühsam um Atem rang. Da saß er an des alten Freundes Bett und konnte ihm in seiner Sterbestunde nicht helfen. Nur zusehen. Jeder steht allein . . .

Noch einmal lächelte Sepp.

„Glücksstäubchen tanzen in der Hütte," sagte er. „Sie glänzen wie Gold und die Vöglein singen." Darnach begann der Todeskampf. Martin hielt den gebrechlichen Körper in seinen Armen. Majestätisch kam der Tod und lang streckte sich der Sterbende aus. Er wurde ruhig, seine Lider schlossen sich. Ein letzter Schimmer von glücklicher Zufriedenheit legte sich über des Müden Gesicht. Martin kniete am Bett nieder, gebeugt von der Größe des Augenblicks. Dann hielt er Totenwacht.

Am nächsten Morgen ging er durch den tiefen Schnee hinunter ins Dorf. Dann fuhr er heim, um am Begräbnis wiederzukommen. Der Schmied wollte das Nötige besorgen.

Martin war ganz erfüllt von dem Erlebnis des Sterbens, das ihm noch nie nahegetreten. Fragen über Fragen drängten sich ihm auf und auf alle die Warum fand er keine Antwort. Er meinte, die Welt sollte stillestehen, um das Hinübergehen dieses alten Mannes zu feiern. Aber sie ging ihren Gang weiter, als wäre nichts geschehen. Er freute sich auf Lis und auf ihr frisches Leben. Aber als er kam, war sie nicht da. Er fand auf seinem Schreibtisch ein Telegramm.

„Wir haben einen Unfall gehabt mit dem Pferd und sind in Seeburg über Nacht geblieben. Zum Mittagessen bin ich wieder daheim. Lis." Keine Anrede und kein Gruß war darin, ohne das Martin kein Telegramm an Lis sandte. Er meinte, daß wohl ein anderes Pferd aufzutreiben gewesen wäre. Die Gesellschaft mochte wohl gerne den Anlaß benützt haben, um ihre Freude auszudehnen. Martin verweilte nicht lange bei dieser Frage, alle seine Gedanken waren bei seinem toten Freund. Die letzten Stunden, die er im Waldhäuschen erlebt, warfen einen neuen und fremden Schein über alles andere, daß es ihn nebensächlich, klein und unwichtig dünkte. Mochten die jungen Menschen sich ihres Lebens freuen so lange sie konnten. Da fiel ihm ein, daß er wohl ebenso jung sei. Bin ich wirklich jung, fragte er sich. Ich bin alt geworden. Viele Jahre älter, seit ich jemand habe sterben sehen. Er raffte sich auf, ging in sein Zimmer und zog sich um. Um elf Uhr hatte er Hate van Andel zur Singstunde bitten lassen. Nach wie vor erteilte er sie ihr im Gartenhaus. Sie hatte den Meister Bianchi eifrig um die Erlaubnis gefragt. (Fortsetzung folgt.)

Jakob Boßhart.

Eine der kernhaftesten Erscheinungen in der schweizerischen Literatur ist der Zürcher Jakob Boßhart. Wie alle die bedeutenden Schweizer Dichter, wie Keller, Meyer, Gotthelf, ist er in aller Stille in die Literatur hineingewachsen. Als das Schweizervolk seines Dichtertums gewahr wurde, stand er schon vor der Schwelle des Alters. So mag es in unserer Zeit allen Künstlern gehen, die ihr Schaffen nicht auf das schnellbereite, aber oft trügerische Fundament des Reklameerfolges gründen mögen. Boßharts Zeit ist da. Ein vornehmer deutscher Verlag*), derselbe, der C. F. Meyers Werke in die Welt hinausschickte, hat kürzlich seine gesamten Erzählungen in einer feinen sechsbändigen Sammlung auf den Büchermarkt gebracht. In einer Schulausgabe moderner Prosa, für die deutsche Jugend berechnet**), ist seine Biographie zu lesen. Es drängt uns, auch unserseits eine Ehrenschuld los zu werden, indem wir über Jakob Boßharts Erzählkunst einem Berufenen das Wort erteilen.

Einige biographische Notizen mögen der Besprechung seiner Werke vorausgehen.

Jakob Boßhart stammt aus Ober-Embrach im zürcherischen Bezirk Bülach. Eines der wenigen Bauernhäuser in Stürzikon, einem kleinen, der genannten Gemeinde zugehörigen Weiler, ist sein Vaterhaus. Hier wurde er am 7. August 1862 geboren. Boßhart ist ein Beispiel jener Urkraft, die im schweizerischen Kleinbauerntum schlummert und so oft zu geistiger Höhe heranwächst. Nicht weit von Stürzikon in einer geringen Bauernstube stand ja auch Alfred Huggenbergers Wiege.

Bei schwerer Bauernarbeit, aber auch im regen Verkehr mit einer schönen Natur, wuchs der Knabe auf. Sein zu Träumereien veranlagtes Wesen nahm hier die Eindrücke auf, die der Dichter im reifen Alter zu poesievollen Erinnerungserzählungen ausgestaltete. Was er hier aus dem Bauernleben berichtet in hundert und aberhundert realistischen Zügen, die heimlichen Winkel aus Wald- und Hügelland, die er hier schildert, alles hat er selbst erlebt und mit den eigenen klugen Knabenaugen in die schönheitsdurstige Kinderseele aufgesogen. Der halbstündige Weg zur kleinen Bergschule im Nachbardörfchen, bei der alten Burgruine Unterwangenberg vorbei, mag ihm die willkommenen Jagdgründe zu poetischer Ausbeute geboten haben.

Seine auf das Intellektuelle gerichtete Veranlagung ließ ihn bald einmal zum landwirtschaftlichen Berufe als wenig geeignet erscheinen, und darum schickten ihn die Eltern von seinem 12. bis 15. Jahre in die Sekundarschule in Bassersdorf. Der Schulweg wurde nun noch einmal so lang, im Winter durch hohen Schnee nicht wenig beschwer-

*) H. Haessel Verlag in Leipzig.

**) In Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. Bielefeld und Leipzig, 1914.